

Methoden, Kritik, Ausstellung

Skizze zu einer Ideengeschichte des Kuratierens.

Michael Kröger

„... was ist eine ‚echte Darstellung‘? Mit anderen Worten: was ist Ausstellungstechnik?“

Walter Benjamin ¹

Wenig ist so zielführend, wie methodenbewusst zu arbeiten. Eine Methode, so kürzlich der Kunsthistoriker Hubertus Kohle, „bezeichnet die Eigenschaft eines Ansatzes zur Lösung eines historischen oder systematischen Problems.“ ² Das ist sehr kompakt und anwenderfreundlich formuliert, doch was, wenn die Anwendung einer Methode das Problem nicht löst, sondern dieses mit jedem neuen Ansatz neu verändert? Methoden wandeln sich heute schneller als wir denken. Eine Methode erfordert und beinhaltet heute wesentlich mehr, als eine Art und Weise strukturiert Probleme abzuarbeiten. Methoden sichern jeweils die Macht über einen komplexen Zugriff auf *Informationen*.

Methoden lösen keine Probleme, sie machen ständig neue. Zum Beispiel schaffen sie neue Fragen: Kann man gleichzeitig methodisch *und* kritisch vorgehen? Und wenn ja, wie? Wer eine Methode konstruiert, der weiß, dass sie nicht lange Bestand haben können. Magie ist, so Walter Benjamin in seinem Essay über *Julien Green* (1930), der „Akt der Vergegenwärtigung“³; gleichzeitig arbeitet die permanente Methodenreflexion der Moderne an deren Selbstentwertung. Wo Methode war, soll Praxis werden.

¹ Walter Benjamin, Bekränzter Eingang. Zur Ausstellung „Gesunde Nerven“ im Gesundheitshaus Kreuzberg (1930), zit. nach: Walter Benjamin, Gesammelte Werke II, Frankfurt: Zweitausendeins, 2011, S. 102.

² Hubertus Kohle, Methode, Lexikon Kunstwissenschaft. Stuttgart 2012, S. 232 – 235.

³ Vgl. Walter Benjamin, a.a.O., S. 147.

Ist also eine Methode etwa eine provozierende *Idee*, die nach (unbekannten) Regeln funktioniert? Und wenn ja, wie funktioniert diese Provokation? Wie können Ideen funktionieren, wenn sich ihre Methoden verändern? Welcher Vorteil liegt darin, dass Methoden *Veränderungen* hervorrufen, etwa eine Atmosphäre der Kritik erzeugen?

Problem ohne Methode

Wer keine *Regeln* kennt, der schreibt sich welche – allerdings muss er dafür auch die Verantwortung übernehmen und sich womöglich eine neue Methode überlegen. Eine *Methode* ist eine Regel, die darauf verweist, wie etwas – womöglich auch etwas Beziehungsloses – funktioniert. Eine Sache ist ein Problem, die keine Methode hat, sondern nur auf sich selbst und damit auch auf andere verweist. Ein Ereignis ist eine Kommunikation, die auch leer laufen kann und dabei so tut, als ob sie funktionieren würde. Wieso macht sich derjenige, der das Wort Kommunikation in den Mund nimmt, immer auch verdächtig?

Eine Methode unterscheidet die Form ihrer Formulierung nicht von der Kritik ihres aktuellen Funktionierens. Doch wann wird die Anwendung einer Methode so kritisch, dass sie eigenständig eine Zone ihrer Veränderung erreicht? Wie genau kann ich ein Geschehen starten, um dann zu beobachten, dass ich zwischen Machen und Können nicht mehr unterscheiden kann? Besteht eine Methode heute darin, trotz aller konstruierten Unterscheidungen an der *Ununterscheidbarkeit* zwischen Kunst und Nicht-Kunst, Können und Machen, Methode und Kritik festzuhalten?

Fragen eine Form geben

Eine kuratorische Idee ist nicht selten ein intelligenter Einfall, der häufig eine Erwartung mit einer Überraschung kombiniert – beispielsweise ein Bild oder etwas Ähnliches genau hier (und eben nicht dort) zu platzieren, erfordert die Fähigkeit etwas im Raum vorweg zunehmen, was später noch ganz andere Effekte auslösen wird. Kombinieren heißt, Ideen mit Anderem assoziieren zu können.

Keine Antwort ist so brillant wie die Fragen, die sie auslösen – kein Satz ist so selbstverständlich wie in dieser Form. Eine Ausstellung, die funktioniert, ist die, in der sich

einem Fragen stellen, die man vorher nicht geahnt hätte. So gesehen ist eine Frage eine Form der zeitgenössischen Vision, indem sie uns in ein weithin offenes Feld von Möglichkeiten entführt. Ein Werk stellt keine Fragen, diese realisiert ein Kurator, der durch seine Praxis mehr Fragen evoziert als die Werke selbst Antworten geben könnten. *Kuratieren* ist eine vor allem stark selbstbezügliche Form, Fragen eine andere Form ihrer Sichtbarkeit zu geben. Ein Kurator wirkt noch unsichtbarer als ein Künstler; seine Fragen sind nicht unsichtbarer als er selbst.

Gelingen machen

Wer nichts wagt, dem kann nichts gelingen. Neue Erfahrungen entstehen durch Risiken, also durch Anwendung von Ideen, deren Ausgang die Anwender ins Offene fallen lässt. Ein *Risiko* ist eine Form der Kritik, die alles in Frage stellt, was die Methode gerade erarbeitet hat. Ein Satz kann heute seine eigene Nachgeschichte zeitigen; man kann, muss aber nicht mehr ganze Bücher schreiben. Es reichen auch kurze schlagkräftige *Verweise*, die eine *Ferne, so nahe sie erscheinen mag*, Form werden lassen. Eine *Form* (von Kunst) beginnt da, wo eine gängige oder überlieferte Methode durchbrochen wird. Kunst endet da, wo die Sache, um die es geht, eben erst beginnt.

Künstler machen bekanntlich keine Methoden, sondern erschaffen Werke, die wohl auch eigene Kommentare zu Methoden darstellen. Der seit Marcel Duchamp etablierte und seither immer wieder neu interpretierte Gestus aus einem vorgefertigten Industrie-Produkt sozusagen auf einem Nebenweg der Kunstevolution zu einem Ergebnis jenseits der Grenzen von Kunst zu gelangen, erweist sich nach wie vor als produktive Provokation. Wie kann man etwas - methodisch - so zuspitzen, dass sich die Frage nach der angewandten Methode in eine operative Methode des Fragens umkehrt?

Indirekt und unsichtbar - Methoden kuratieren

Sammeln, bewahren, ausstellen. Das, was im Museum geschieht und erarbeitet wird, ist mindestens ebenso kommunikativ, wie das Geheimnis der Objekte, die hier vor- und ausgestellt werden. Heute sammeln Kuratoren nicht nur Werke für die eigene

Sammlung, sondern vor allem auch Ideen für nächste Ausstellungen, sie bewahren historische Methoden der Präsentation und stellen nicht nur Kontexte aus, sondern vor allem diese auch in Frage. Und inzwischen reflektieren Ausstellungen, die Dinge und/oder Werke präsentieren, auch die Geschichte und das Geschehen von Methoden, in und mit denen Objekte präsent gemacht wurden und werden.

Doch was geschieht mit dem Anspruch einer Methode, die so tut, als ob sie zeitgenössisch funktioniere? Wer heute Ausstellungen kuratiert, der testet wenn auch begrenzt nur für die Dauer einer Ausstellung soziale Einstellungen, die sich in Form von Indirektheiten und Unsichtbarkeiten zeigen: die Erwartungen und Überraschungen, die Maßstäbe und das Vorwissen, die Intuition und den Geschmack, die Zumutbarkeit und Visionsfähigkeit eines Publikums, dass man eigentlich nur als Kollektiv und nicht als Individuen kennt. „Wer seinen Zoll dem Bilderschatz der Masse nicht entrichtet, muss scheitern.“ formuliert Walter Benjamin 1928 in seinem Text „Der Weg zum Erfolg in dreizehn Thesen“⁴

Die Grenzen der Fragen einer Ausstellung liegen in die Fähigkeit, eben nicht auf die Anwendung bestimmter bereits funktionierender Methoden des Kuratierens zu setzen, sondern auf der Fähigkeit Fragen zu entwickeln, die sich hieraus als Formen eines jeweils eigenen Zugriffs ergeben.

Eine Methode zeigt, wie sie funktioniert und sie erweist umgekehrt, wie es eben *nicht* geht. Mit anderen Worten eine Methode stellt in Frage, was scheinbar selbstverständlich war. Wenn jetzt nicht später ist, sondern alles wieder veränderbar wird, kann ich dann Fragestellungen, die eine Ausstellung motivieren und in Gang halten, ausstellen? Wohl nur, wenn man das Spektrum von möglichen Optionen offenlegt, die alle zukünftige Kommunikation mit Methodenfragen beeinflussen wird.

Eine Methode verkörpert also einerseits eine Vision ihrer Veränderung wie andererseits eine technisch gewordene Form der Wirklichkeit, die erst jetzt ausstellbar geworden ist. Eine Ausstellung macht sichtbar, wie und wie bewusst oder unbewusst methodisch sich Formen auf Welt beziehen und sich dabei zugleich in Frage stellen.

⁴ Vgl. Walter Benjamin, Gesammelte Werke I, Frankfurt: Zweitausendeins, 2011, S. 1068.

*Was man – methodisch – nicht beherrscht, das sieht man nicht. Was man nicht sieht, kann man nicht nicht formulieren. Man kann schweigen aber auch das ist auf Dauer keine Lösung. Formulieren heißt also zu erkennen, dass es keine Lösungen gibt, sondern nur Formulierungen auf bestimmte Zeit. Man setzt auf Formen, die Wirklichkeiten ersetzen und erkennt, dass auch Schreiben ein Ersetzbar-Sein beinhalten kann. In größter Not ist *der nächste Satz* nicht der Tod, sondern ein Ausweg, der zu einem nächsten Text überleitet.*

Fassen wir das Bisherige so zusammen: Eine Methode ist wie ein Bild, dessen Ausstellbarkeit erst durch die Kritik ermöglicht wird, die es im teilnehmenden Betrachter/ Leser evoziert. Eine Methode vermittelt, wenn sie erfolgreich funktioniert, Möglichkeiten, um die andere Seite ihrer Aktivitäten, etwa die Fähigkeit zur Selbstkritik, sichtbar als bisher zu gestalten. Wer liest und dabei beobachtet und kommuniziert, hat die Möglichkeit der Methode, mit der man dieses realisiert, etwas anderes entgegen zu setzen. Wer nicht weiß, wie er gerade weiter kommt, der sollte sich selbst die Frage stellen, wie er von der Methode, die sich gerade verändert, auch seinerseits noch etwas entscheidend Neues lernen kann.

Dr. Michael Kröger (*1956) Kurator für Forschung und Recherche am Marta Herford.